



DENIS DIDEROT

ÄSTHETISCHE SCHRIFTEN

ZWEITER BAND

EUROPÄISCHE VERLAGSANSTALT

## XV. Madame Therbusch

### (113) Ein Mann mit einem Glas in der Hand – von einem Wachslicht beleuchtet<sup>174</sup>

Da sitzt ein Bruder Lustig, mit einem Glas in der Hand, vor einem Tisch. Er wird von einem Wachslicht beleuchtet, dessen volles Licht auf ihn fällt. Auf dem Tisch steht ein Lichtschirm, der zwischen die Gestalt und den Betrachter gesetzt ist. Darum liegt alles, was diesseits des Lichtschirms ist, im Halbschatten. In der Nähe des Lichtschirms sieht man auf dem unbeleuchteten Teil des Tisches eine Broschüre und einen offenen Tabaksbeutel.

Das ist leer und nüchtern, hart und zu rot. Dieses Licht stammt nicht von einer Wachskerze. Es ist der ziegelrote Widerschein von einem großen Brand. Nichts von dem sammetweichen Schwarz, nichts von dem weichen, schwachen, harmonischen Ton der künstlichen Beleuchtung. Kein feiner Dunst zwischen Lichtquelle und Gegenständen; keiner von jenen Übergängen, jenen so leichten Halbschatten, die sich in Nachtstücken bis ins Unendliche vervielfachen und deren Töne, die unmerklich variieren, so schwer wiederzugeben sind. Sie müssen dasein und müssen auch nicht dasein. Dieses Fleisch und diese Stoffe haben nichts von ihrer natürlichen Farbe behalten. Sie waren rot, ehe sie beleuchtet wurden. Ich bemerke hier nichts von jener wahrnehmbaren Dunkelheit, die sich mit dem Licht mischt, das ihr einen hellen Schimmer verleiht. Die Falten dieses Gewands sind kantig, klein und steif. Ich kenne die Ursache für diesen Fehler sehr wohl; sie liegt darin, daß die Künstlerin ihre Gestalt so drapiert hat, als sollte sie im Tageslicht gemalt werden.

Für eine Frau ist dieses Bild freilich nicht ganz ohne Verdienst. Drei Viertel der Künstler unserer Akademie könnten es nicht so gut malen. Die Künstlerin ist Autodidaktin, und ihre Technik, die durchaus kühn und männlich ist, zeigt das deutlich. Sie hatte den Mut, an die Natur zu appellieren und sie zu betrachten. Sie sagte sich: „Ich will malen“, und sagte sich das sehr entschieden. Sie faßte die richtigen Begriffe von Schamhaftigkeit. Unerschrocken nahm sie vor dem nackten Modell Platz. Sie war nicht der Ansicht, daß das Laster das alleinige Vorrecht habe, einen Mann zu entkleiden. Sie hat die glühende Begeisterung für ihren Beruf. Für das Urteil, das man über ihre Werke fällt, ist sie so empfindlich, daß ein großer Erfolg sie toll machen oder vor Freude sterben lassen könnte. Sie ist ein Kind. Es fehlt ihr nicht an Talent, um in einem Land wie dem unsrigen Auf-

sehen zu erregen; sie besitzt einiges Talent. Es fehlt ihr an Jugend, Schönheit, Bescheidenheit, Koketterie. Sie hätte vom Verdienst unserer großen Künstler schwärmen, bei ihnen Unterricht nehmen, mehr Busen und eine ansehnlichere Hinterpartie haben und beides den Künstlern darbieten müssen. Sie kommt in Paris an. Sie zeigt der Akademie ihre erste Arbeit, ein ziemlich kraftvolles Nachtstück. Die Künstler sind nicht höflich. Taktlos fragt man sie, ob das Bild von ihr sei. Sie bejaht. Ein schlechter Witzbold fügt hinzu: „Und zugleich von Ihrem Färber?“ Man erklärt ihr dieses Wort aus der Farce von Pattelin, das sie nicht kannte.<sup>175</sup> Sie schnappt ein. Sie malt das jetzige Bild, das besser ausfällt, und man nimmt sie auf.

Diese Frau nimmt an, man müsse die Natur gewissenhaft nachahmen, und ich bezweifle eins nicht: wenn ihre Nachahmung genau und ihr Natur-sujet gut gewählt wäre, so könnte selbst diese Knechtschaft ihrem Werk einen ungewöhnlichen Charakter von Wahrheit und Originalität verleihen. Es gibt keinen Mittelweg: wenn man sich an die Natur hält, wie sie sich darbietet, wenn man sie mit ihren Schönheiten und ihren Mängeln hinnimmt und die Regeln der Konvention verschmäht, um sich einem System zu unterwerfen, bei dem die Notwendigkeit der Formabweichungen (*differences*) – falls man nicht lächerlich oder abstoßend wirken will – deutlich zutage treten muß: so ist man entweder armselig, dürftig und flach, oder man ist erhaben. Madame Therbusch aber ist nicht erhaben.

Sie hatte für den derzeitigen Salon vorbereitet: *Jupiter verwandelt sich in Pan, der die schlafende Antiope überrascht*<sup>176</sup>. Ich habe dieses Gemälde gesehen, als es fast vollendet war ... Sie reichte es dem Komitee ein und wurde abgewiesen. Darüber geriet sie in Verzweiflung. Sie wurde ohnmächtig. Wut folgte auf Niedergeschlagenheit; sie stieß Schreie aus, raufte sich das Haar, wälzte sich auf dem Boden, hielt in der Hand ein Messer und wußte nicht, ob sie sich damit selbst erstechen oder es in ihr Gemälde stoßen sollte. Sie hatte Mitleid mit beiden. Ich geriet mitten in diese Szene. Sie umschlang meine Knie und beschwore mich im Namen von Gellert, Geßner, Klopstock und allen teutschen (*tudesques*) Brüdern in Apoll, ihr zu helfen. Ich versprach es ihr. Tatsächlich suchte ich Chardin, Cochin, Le Moyne, Boucher und Lagrenée auf und schrieb an andere, aber alle antworteten mir, das Gemälde sei unzüchtig, und ich merkte, daß sie es ungünstig beurteilten. Wäre die Nymphe schön, der Amor reizend, der Satyr von großem Charakter gewesen, so hätte Madame Therbusch gern noch alles getan, was man Gutes oder Schlechtes an einem Gemälde tun kann, damit es aufgenommen wird – unter dem Vorbehalt, es auf Wunsch der Öffentlichkeit zurück-

zuziehen. Denn schließlich haben wir ja vor sieben oder acht Jahren im Salon eine völlig nackte Frau gesehen, die auf Kissen ruhte, das eine Bein hier, das andere dort, und die das wollüstigste Gesicht, den schönsten Rücken, die schönste Hinterpartie den Blicken darbot und zum Vergnügen aufforderte – ja, mit der gefälligsten und willigsten Gebärde zu jenem Vergnügen aufforderte, das man das natürliche oder zumindest das erfreulichste zu nennen pflegt. Ich sage nicht, daß man lieber das Gemälde der Frau Therbusch hätte zulassen sollen und daß das Komitee in diesem Falle der Öffentlichkeit den schuldigen Respekt durchaus nicht versagt und die guten Sitten durchaus nicht beleidigt hätte. Ich sage nur, daß solche Rücksichten das Komitee wenig stören, wenn das Werk gut ist. Ich sage, daß die Mitglieder unserer Akademie sich weitaus größere Sorgen um das Talent machen als um die Wohlständigkeit. Mit gütiger Erlaubnis Bouchers, der nicht einmal rot wurde, als er selbst seine Gattin, nach der er jene wollüstige Gestalt gemalt hatte, prostituierte, sage ich: wenn ich in diesem Gremium etwas zu sagen gehabt hätte, so hätte ich nicht gezögert, ihm vorzuhalten, daß dieses Gemälde – dank seiner Hinfälligkeit und der meinigen – zwar für ihn ebenso harmlos sei wie für mich, daß es meinen Sohn aber sehr wohl aus der Akademie in die Rue Fromenteau treiben könnte, die nicht weit entfernt liegt, und dann weiter zu Louis und zu Kaiser – was mir keineswegs behagte.<sup>177</sup>

Madame Therbusch hat ihrem Aufnahmestück den (114) *Kopf eines Dichters* beigefügt, der Schwung und Farbe hat. Ihre anderen (115) *Porträts* sind kalt, ohne ein anderes Verdienst als das der Ähnlichkeit – ausgenommen mein eigenes, ein recht ähnliches Porträt, auf dem ich nackt bis zum Gürtel bin<sup>178</sup>. Es steht im Hinblick auf Kühnheit, Fleischpartien und Technik hoch über Roslin und jedem anderen Porträtmaler unserer Akademie. Ich habe es gegenüber dem Porträt von Van Loo aufhängen lassen<sup>179</sup>, und das ist Van Loo sehr nachteilig gewesen. Es ist nämlich so treffend, daß mir meine Tochter sagte, sie würde es in meiner Abwesenheit hundertmal geküßt haben, wenn sie nicht befürchtet hätte, es dadurch zu verderben. Die Brust ist sehr warm gemalt, mit durchaus wahren Übergängen und Halbflächen.

Als der Kopf fertig war, ging es um den Hals, den der Kragen meines Anzugs verbarg – und das verdross die Künstlerin. Um diesen Verdruß zu beheben, ging ich hinter einen Vorhang, entkleidete mich und erschien vor ihr als Akademiemodell. Sie sagte zu mir: „Ich hätte es nicht gewagt, Ihnen das vorzuschlagen, aber Sie haben recht daran getan, und ich danke Ihnen.“ Ich war nackt – völlig nackt. Sie malte mich, und wir plauderten mit einer

Unbefangenheit und Unschuld, die der ersten Jahrhunderte würdig gewesen wäre. Da wir seit dem Sündenfall nicht allen Körperteilen ebenso gebieten können wie den Armen, da es unter ihnen einige gibt, die gerade dann wollen, wenn der Sohn Adams nicht will, und die gerade dann nicht wollen, wenn der Sohn Adams sehr gern wollte: so hätte ich mich, wenn dieser Zufall eingetreten wäre, des Wortes erinnert, das Diogenes zu dem jungen Ringer sprach: „Mein Sohn, fürchte nichts, ich bin nicht so boshart wie der da!“

Wenn die Künstlerin ein wenig durch den Salon gegangen ist, wird sie beobachtet haben, wie die Leute mit Geringschätzung an Werken vorübergehen, die den ihrigen weitaus überlegen sind:

*Et pueri nasum rhinocerontis babent.*<sup>180</sup>

So wird sie auf dem Heimweg über die Strenge unserer Urteile ein wenig überrascht sein, dadurch aber zugleich umgänglicher, klüger und weniger eitel werden.

Ihr Traum war, ein Bild für den König zu malen. Ich sagte zu ihr: „Wie sollte man trotz der Gedanken, die die Künstler unseres Landes darüber hegen könnten, von denen in dieser Hinsicht einer soviel wert ist wie der andere, einen Auftrag für eine Ausländerin von Ministern verlangen, die sogar Vorschüsse für Aufträge verweigern, die sie Männern ersten Ranges erteilt haben? Entweder werden Sie sofort abgewiesen, oder Sie werden nicht bezahlt.“

In der Tat war es weder meine Sache noch Sache meiner Freunde – die damit sehr zur unrechten Zeit verraten hätten, welchen Einfluß sie höheren Ortes haben –, eine Art von Ungerechtigkeit zu veranlassen. Das ist Sache der Großen des Hofes, das ist ihr alltäglicher Zeitvertreib. Auch wäre es nötig gewesen, daß der Dame aus Preußen, als sie in Paris eintraf, die höchsten Lobpreisungen von seiten der ausländischen Gesandten, die nur ihre eigenen Länder gesehen haben, vorausgeseilt wären und daß sie auch weiterhin von diesen Lobpreisungen gestützt würde. Dann hätten unsere Hofleute nicht gezögert, in dieses Lob einzustimmen. Wäre sie dann nach Versailles geführt, dort gefeiert und mit Beschlag belegt worden, so hätte sie sich bis zu dem Wunsch herablassen können, in die Akademie einzutreten, und wäre vielleicht dennoch von dieser zurückgewiesen worden; denn Paris pflichtet nicht gern dem Beifall von Fontainebleau bei. Aber Tadel und Entrüstungsgeschrei der Hofwelt wären dann auf die arme Akademie zurückgefallen. Das ist die – mehr vorteilhafte als ehrenwerte – Rolle, die

Leute wie Liotard<sup>181</sup> und andere gespielt haben. Man hätte also gekläft, hätte gesagt: „Die Herren wollen durchaus nicht? Auch gut! Aber der König muß unbedingt ein Gemälde oder mehrere von einer so berühmten Frau haben!“ Und dann drückt Cochin in dem Bewußtsein, daß sich sein Freund Diderot für die Sache interessiert, ein wenig auf die Waage und unterstützt seinen Wunsch; dieses kleine Gewicht entscheidet; die Künstler toben, doch man antwortet ihnen: „Was denn, zum Teufel? Protektion, Protektion!“ Sie sind dieses Wort gewohnt; sie schweigen und lachen.

Wäre Madame Therbusch gut beraten gewesen, so hätte sie ihre Reise fortgesetzt und sich unterwegs mit dem akademischen Lorbeer Italiens geschmückt, der leichter zu pflücken ist und für Deutschland einen angenehmeren Geruch hat als unser Lorbeer. Aber man wollte ja in Frankreich Aufsehen erregen; man hatte sich versprochen, das zu tun. Eltern und Freunde, groß und klein hatten bei der Abreise gesagt: „Welches Aufsehen werden Sie in Frankreich erregen!“ Sie kommt an; sie wendet sich an Leute, die gegen das Schöne abgestumpft sind, die sie kaum eines Blickes, eines Zeichens der Anerkennung würdigen. Sie versteift sich aber darauf; sie bedeckt zwanzig Leinwandflächen nacheinander mit Farbe; sie zeigt vor, sie hört zu, sie versteht nicht. Unterdessen bringt sie ein langer und kostspieliger Aufenthalt sowie die Scham davor, neue Unterstützung aus der Heimat zu erbitten, in die schlimmste Notlage, aus der sie sich, so gut es geht, mit Hilfe eines armen Philosophen, eines menschlichen, wohltätigen Gesandten und einer hochherzigen Herrscherin befreit.

Der arme Philosoph, der Elend mitempfinden kann, weil er es selbst erfahren hat; der arme Philosoph, der seine Zeit so nötig hat und sie doch dem ersten besten schenkt: der arme Philosoph hat sich neun Monate lang abgemüht, den Auftrag für die Preußen zu erbetteln. Der arme Philosoph, dem man sein lebhaftes Interesse falsch auslegte, wurde verleumdet und für einen Mann gehalten, der mit einer nicht eben hübschen Frau geschlafen habe. Der arme Philosoph sah sich vor die grausame Alternative gestellt, entweder die Unglückliche ihrem traurigen Schicksal zu überlassen oder den Verdacht zu erhärten, der für ihn so peinlich war und für diejenige, der er half, die schlimmsten Folgen haben konnte. Der arme Philosoph verließ sich auf die Unschuld seiner Gänge und verachtete die Sticheleien, die einen anderen als ihn daran gehindert hätten, Gutes zu tun! Der arme Philosoph plünderte die Taschen der Großen, der Kleinen, der Indifferenter und seiner Freunde und verschaffte der verschwenderischen Künstlerin fünf- bis sechshundert Louisdor, von denen nach sechs Monaten

kein Heller übrig war. Der arme Philosoph bewahrte die Preußin zwanzigmal vor dem Schulturm. Der arme Philosoph besänftigte die Wut der Gläubiger, die sich an die Räder ihrer Kutsche hängten. Der arme Philosoph verbürgte sich für die Ehrlichkeit dieser Frau. Was hat der arme Philosoph nicht alles für sie getan? Und welchen Lohn hat er dafür empfangen? – „Aber die Genugtuung, das Gute getan zu haben...“ – Gewiß, gewiß; aber er hat nichts weiter empfangen als die Zeichen der schwärzesten Undankbarkeit. Die nichtswürdige Preußin behauptet jetzt, ich hätte ihr Glück vereitelt, ich hätte sie aus Paris ausgerechnet in dem Augenblick vertrieben, in dem sie die allerhöchste Beachtung gefunden hätte. Die nichtswürdige Preußin behandelt unsere Künstler – Männer wie Lagrenée, Vien, Vernet – als schändliche Farbenkleckser. Die nichtswürdige Preußin vergißt ihre Gläubiger, die nun unaufhörlich an meiner Türe tobten. Die nichtswürdige Preußin ist uns noch Gemälde schuldig, für die sie schon das Geld eingestrichen hat, die sie aber niemals liefern wird. Die nichtswürdige Preußin beleidigt ihre Wohltäter. Die nichtswürdige Preußin hat... einen verrückten Kopf und ein verdorbenes Herz. Die nichtswürdige Preußin hat dem armen Philosophen eine gute Lehre erteilt, aus der er aber keinen Nutzen ziehen wird; denn er wird gutmütig und einfältig bleiben, wie ihn Gott geschaffen hat.

## XVI. Loutherbourg

*Ut pictura poesis erit.<sup>182</sup>*

„Mit der Poesie verhält es sich ebenso wie mit der Malerei.“ Wie oft hat man das nicht schon gesagt! Aber weder der, der es zuerst gesagt hat, noch die große Menge derer, die es nach ihm gesagt haben, haben die volle Bedeutung dieser Maxime erkannt. Der Dichter hat seine Palette wie der Maler seine Nuancen, seine Übergänge und seine Farbtöne. Er hat seinen Pinsel und seine Technik. Er ist trocken, hart, grob, gequält, stark, kraftvoll, weich, harmonisch und leicht. Seine Sprache bietet ihm alle erdenklichen Farben; er braucht sie nur richtig zu wählen. Er hat sein Helldunkel, dessen Quelle und Regeln in der Tiefe seiner Seele liegen. Sie schreiben Verse? Sie glauben das, weil Sie von Richelet<sup>183</sup> gelernt haben, Wörter und Silben in einer gewissen Ordnung und nach gewissen gegebenen Bedingungen zu verbinden; weil Sie sich eine gewisse Fertigkeit erworben haben, die derart geordneten Wörter und Silben in Konsonanzen enden zu lassen. Aber Sie malen nicht; kaum können Sie durchpausen. Sie haben